

Fleischer, Eva

Eine geschlechtergerechte Bildungsarbeit bedarf einer reflektierten Geschlechtertheorie

Magazin erwachsenenbildung.at (2008) 3, 13 S.



Quellenangabe/ Reference:

Fleischer, Eva: Eine geschlechtergerechte Bildungsarbeit bedarf einer reflektierten Geschlechtertheorie - In: *Magazin erwachsenenbildung.at* (2008) 3, 13 S. - URN: urn:nbn:de:0111-opus-75862 - DOI: 10.25656/01:7586

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-75862>

<https://doi.org/10.25656/01:7586>

in Kooperation mit / in cooperation with:

Meb



Magazin
erwachsenenbildung.at

<http://www.erwachsenenbildung.at>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz:
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/deed> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-Licence:
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

MAGAZIN

erwachsenenbildung.at



Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs

www.erwachsenenbildung.at/magazin

Nr. 3, 2008

Gender und Erwachsenenbildung - Zugänge, Analysen und Maßnahmen

Eva Fleischer, Management Center Innsbruck

Eine geschlechtergerechte Bildungsarbeit bedarf einer reflektierten Geschlechtertheorie

Eine geschlechtergerechte Bildungsarbeit bedarf einer reflektierten Geschlechtertheorie

von Eva Fleischer, Management Center Innsbruck

Eva Fleischer (2008): Eine geschlechtergerechte Bildungsarbeit bedarf einer reflektierten Geschlechtertheorie. In: MAGAZIN erwachsenenbildung.at. Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs 3/2008. Online im Internet: <http://www.erwachsenenbildung.at/magazin/08-3/meb08-3.pdf>. ISSN 1993-6818. Erscheinungsort: Wien. 32.235 Zeichen. Veröffentlicht Februar 2008.

Schlagworte: Gender, Feministische Theorie, Geschlechterverhältnis, Erwachsenenbildung, Gleichheit, Differenz, Dekonstruktion, sex, gender

Abstract

In Gender Trainings, aber auch in anderen Veranstaltungen der Erwachsenenbildung, in denen es um Themen wie „Familienpolitik“ oder „Erziehung“ geht, spiegelt die Argumentation der TeilnehmerInnen und LeiterInnen deren geschlechtertheoretischen Hintergrund, wobei dies nicht immer bewusst geschieht. Es geht dabei um Fragen wie: Was an dem, was Frauen/Männer ausmacht, ist veränderbar, was nicht? Wie sind Frauen im Verhältnis zu Männern? Wie sollen sie sein? Gleich oder anders? Was sind Frauen/Männer? Gibt es mehr als zwei Geschlechter?

Geschlechtergerechte Bildungsarbeit sollte einen Beitrag dazu leisten, die „Theorien im Hintergrund“ sichtbar zu machen, damit die TeilnehmerInnen die Vorzüge und Beschränkungen der unterschiedlichen Positionen kennen lernen und ihre eigene Position reflektieren können. Der vorliegende Aufsatz gibt einen Überblick über die Theorieentwicklungen der ersten und zweiten Frauenbewegung. Zentrale Begriffe wie „sex“, „gender“, „Differenz“, „Gleichheit“ und „Dekonstruktion“ werden historisch eingeordnet und kritisch bewertet.

Eine geschlechtergerechte Bildungsarbeit bedarf einer reflektierten Geschlechtertheorie

von Eva Fleischer, Management Center Innsbruck

Ein wichtiges Ziel geschlechtergerechter Erwachsenenbildung sollte es sein, die Teilnehmenden mit den Grundzügen verschiedener geschlechtertheoretischer Ansätze vertraut zu machen. Dies muss keineswegs in Form eines akademisch „abgehobenen Lektürekurses“ geschehen – die jeweiligen Themen des Seminars, des Vortrags bieten meist konkrete Anknüpfungspunkte genug. So bieten die Paradigmen „Gleichheit“, „Differenz“, „Dekonstruktion“ ein brauchbares Analyseraster für die Positionen der Interessengruppen zur Familienpolitik, zur Vereinbarkeitsdebatte oder auch zur Frage der Ko- oder Seedukation¹.

In Gender Trainings, aber auch in anderen Veranstaltungen, in denen Geschlechterverhältnisse thematisiert/tangiert werden, spiegelt die Argumentation der TeilnehmerInnen und LeiterInnen deren geschlechtertheoretischen Hintergrund, wobei dies nicht immer bewusst geschieht. Wenn diese Positionen explizit angesprochen werden, geht es nicht darum, „den einen“ richtigen Standpunkt zu vermitteln. Die TeilnehmerInnen sollten vielmehr die Vorzüge und Beschränkungen jeder Theorie kennen lernen und ihre Position reflektieren können.

Ziel dieses Beitrages ist es, einen Überblick über die Theorieentwicklungen der ersten und zweiten Frauenbewegung zu geben. Eines vorweg: Die eine feministische Theorie gibt es nicht. Feministische Theorie zeichnet sich durch Vielstimmigkeit und Kontroverse aus. Gemeinsam ist allen Positionen ein interdisziplinärer Zugang und *„das wissenschaftliche Interesse an der Verfasstheit von Geschlechterverhältnissen und die Kritik an allen Formen von Macht und Herrschaft, die Frauen diskriminieren und deklassieren“* (Becker-Schmidt/Knapp 2000, S. 7). Folgende wichtige Etappen der feministischen Theorieentwicklung – in eine alltagsprachliche Frage übersetzt – werden erläutert:

- Sex/Gender: Was an dem, was Frauen sind, ist veränderbar, was nicht?
- Differenz und/oder Gleichheit: Wie sind Frauen im Verhältnis zu Männern? Wie sollen sie sein? – Gleich oder anders?

¹ „Seedukation“ ist das Gegenteil der „Koedukation“: die getrennte Klassenführung von Mädchen und Jungen.

- von der Differenz zur Dekonstruktion: Was sind Frauen? Gibt es mehr als zwei Geschlechter?

Sex/Gender

Von Simone de Beauvoir stammt der heute schon berühmte Satz: „*Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es*“ (Beauvoir 1988, S. 265). Beauvoir wollte damit ausdrücken, dass das Frau-Sein durch gesellschaftliche Einflüsse bestimmt wird, nicht aber durch ein „*biologisches, psychisches, wirtschaftliches Schicksal*“ (ebd.). Die berühmteste Gegenposition wäre wohl die von Sigmund Freud, der behauptete, dass die Anatomie das Schicksal bestimme. Die Gleichheit von Frau und Mann wäre damit schon prinzipiell gar nie möglich.

Die zweite Frauenbewegung in den USA bzw. Großbritannien führte die Unterscheidung zwischen „sex“ und „gender“ ein, im deutschen Sprachraum mit „natürlichem“ und „sozialem“ Geschlecht übersetzt. Sex galt als das Unveränderliche, das die anatomischen, hormonellen und physiologischen Geschlechtsunterschiede umfasste, demgegenüber war Gender der veränderliche, durch kulturelle und soziale Einflüsse geformte Teil des Frau- bzw. Mann-Seins.

Diese Unterscheidung zwischen Sex und Gender wies die Ableitung psychischer Merkmale aus körperlichen Gegebenheiten, wie sie im 18. Jahrhundert entwickelt worden war, zurück. Die Geschlechtscharaktere waren als Beschreibungen des Ist-Zustandes, aber auch als Soll-Forderungen an Frauen und Männer definiert worden. Frauen galten als passiv und emotional, Männer als aktiv und rational. Diese Charakterzuschreibungen wurden auch mit Tätigkeitsfeldern verknüpft. So wurde etwa Frauen zugesprochen, für das häusliche Leben besser geeignet zu sein, weil auch ihre Geschlechtsorgane im Inneren des Körpers liegen. Dies ging so weit, dass etwa um 1900 Paul Julius Möbius sein berühmt-berüchtigtes Pamphlet „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ verfasste, demzufolge Frauen keinesfalls Gymnasien und Universitäten besuchen sollten (vgl. Hausen 2001, S. 172).

Hinter diesen Zuweisungen stand ein „Modell der Polaritäten“ – Mann und Frau ergänzen einander – und ein „Modell der Hierarchie“ – der Mann gilt als Norm, als Ideal; die Frau als „die Andere“, als Abweichung, die weniger wertgeschätzte Eigenschaften hat bzw. Tätigkeiten übernimmt. Mit der Kategorie „Gender“ wurden diese Zuschreibungen zurückgewiesen. Stoff für Diskussionen gab allerdings die Frage, ob es eine „natürliche“ Ungleichheit zwischen den Geschlechtern gebe und falls ja, wie diese aussehe bzw. wie diese zu bewerten sei. Diskutiert wurde zunächst die Frage, ob eine Differenz – etwa dass Frauen stärker an anderen Personen orientiert seien – überhaupt existiere, und in weiterer Folge, wie damit umgegangen werden sollte. – Zum einen könnte diese stärkere „Fürsorge für andere“

als ein Defizit betrachtet werden, das z.B. über kompensatorische Förderung hin zu mehr Rationalität auszugleichen wäre, zum anderen als eine besondere Kompetenz der Frauen, die sie zu „besseren“ Menschen mache. Je nach Beantwortung dieser Frage, ergeben sich unterschiedliche politische Strategien.

Differenz und/oder Gleichheit?

„Differenzfeminismus“

Der „Differenzfeminismus“ (auch „gynozentrischer Feminismus“ oder „Denken der Geschlechterdifferenz“) geht davon aus, dass Männer und Frauen grundsätzlich verschieden sind, wobei die Verschiedenartigkeit nicht nur biologische Unterschiede betrifft, sondern auch soziales Verhalten, Fähigkeiten und Eigenschaften. Je nach Ausrichtung werden diese Unterschiede biologisch (hergeleitet von der Gebärfähigkeit der Frau) oder sozial (durch ihre unterschiedliche Sozialisation und ihre unterschiedlichen Lebensbedingungen werden Männer und Frauen verschiedene Menschen) begründet. Die Schlussfolgerungen der Vertreterinnen dieser Position reichen von der Utopie, dass Frauen dank ihrer besonderen Fähigkeiten die Welt retten könnten/sollten, über ein Modell, dass Frauen und Männer einander zu einer Ganzheit ergänzen, bis hin zur prinzipiellen Ablehnung der Männer als Ganzes. In der „radikal gynozentrischen Position“ (Holland-Cunz 2003, S. 124) wird die Frau als dem Mann natürlich überlegen beschrieben, womit ein Herrschaftsanspruch der Frau begründet wird. Dieses Konzept wurde im Zusammenhang mit der Matriarchatsforschung vor allem in den 1970er- und 1980er-Jahren diskutiert.

Ein Beispiel für die Aufwertung des Weiblichen bzw. weiblicher Fähigkeiten ist die Diskussion um die „weibliche Moral“. Carol Gilligan beschäftigte sich mit Theorien zur moralischen Entwicklung und stellte u.a. fest, dass Frauen sich bei moralischen Entscheidungen stärker an einem Fürsorgeprinzip orientieren (siehe Gilligan 1984). Frauen übernehmen Verantwortung für andere, berücksichtigen die Auswirkungen von Entscheidungen auf die beteiligten Personen und ihre Konfliktlösungen richten sich meist nach den konkreten Umständen und den zu erwartenden Folgen. Demgegenüber orientieren sich Männer stärker an einem abstrakten Gerechtigkeitsprinzip, was bis zu diesem Zeitpunkt als ein erstrebenswertes Ziel der moralischen Entwicklung galt. Nun wurde die Bewertung aber umgedreht: Frauen befänden sich nicht in einem moralischen Entwicklungsrückstand, sondern seien im Gegenteil aufgrund ihrer Moral besser geeignet, die Interessen aller in der Gesellschaft wahrzunehmen. Deshalb sollten sie an Stelle der Männer politische Funktionen übernehmen.

Christina Thürmer-Rohr – von ihr stammt die These von der Mittäterschaft der Frau an der zerstörerischen Entwicklung der patriarchalen Kultur – war vehement dagegen, Frauen als

die besseren, moralisch überlegenen Menschen darzustellen. Sie kritisierte, dass die Fürsorgemoral die Frauen zu Mittäterinnen mache, indem sie „selbst-los“ für andere lebend, die Verhältnisse stützen (siehe Thürmer-Rohr 1987).

Im französischen und italienischen Feminismus wurde die Geschlechterdifferenz als Verknüpfung von körperlichen und symbolischen Faktoren diskutiert. Ein Begriff in diesem Umfeld ist „affidamento“ (sich anvertrauen), der eine bewusste Beziehungsgestaltung unter Frauen ins Zentrum stellt. Unabhängig von Männern bzw. von herrschenden Maßstäben sollten Frauen durch das Erleben der Vielfalt an Beziehungen unter Frauen zu eigenen Wertmaßstäben finden. Eine besondere Stellung nimmt dabei die Schaffung einer eigenen Genealogie ein: Ältere Frauen sollten sich mit ihren Lebenserfahrungen und ihrem Wissen jüngeren modellhaft zur Verfügung stellen, die dies wertschätzen (vgl. Libreria delle donne di Milano 1988).

„Gleichheitsfeminismus“

Die Vertreterinnen des „Gleichheitsfeminismus“ postulieren, dass es keine natürlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern gibt bzw. diese Unterschiede keine gesellschaftliche Relevanz haben sollen. Es gebe zwar empirisch nachweisbare Unterschiede, aber diese würden sich zur Gänze *„durch geschlechtsspezifische Sozialisation, unterschiedliche Lebensweisen und gesellschaftliche Strukturbedingungen erklären“* (Wesely 2000, S. 20) lassen. Ausgehend von dieser grundsätzlichen Gleichheit der Geschlechter wird männliche Herrschaft kritisiert, die zu einer ungleichen Verteilung der Ressourcen führt. Die Utopie hinter dieser Sichtweise ist eine Gesellschaft, in der es keine natürlichen Ungleichheiten gibt bzw. in der diese für den gesellschaftlichen Status keine Rolle spielen. Ausgehend von dieser Utopie wird Gleichberechtigung, der gleiche Zugang zu allen gesellschaftlichen (Macht-)Positionen gefordert, ohne allerdings die geltenden Maßstäbe in Frage zu stellen. In der Praxis heißt das z.B., dass Frauen gleichermaßen Zugang zum Heer, zur Atomwaffenforschung haben sollten oder dass Frauen der Aufstieg in die Chefetagen zu den Arbeitsbedingungen, die dort eben vorzufinden sind (60-h-Wochen, die die vollständige Befreiung von der Sorgeverantwortung voraussetzen), ermöglicht werden sollte.

Gleichheit ohne Angleichung – egalitäre Differenz

Ein Konzept, das die beiden Pole „Gleichheit“ und „Differenz“ verbindet, ist das der „Gleichheit ohne Angleichung“ von Ute Gerhard (siehe Gerhard 1990).

Frauen und Männer sind grundsätzlich gleich und grundsätzlich verschieden. Die Gleichheit bezieht sich auf das Anrecht auf gleichen sozialen Status, die Verfügung über materielle Ressourcen, gesellschaftliche Macht und Einflussmöglichkeiten. Die Differenz bezieht sich auf die Anerkennung unterschiedlicher Lebens-, Arbeits-, Denk- und

Kommunikationsweisen (unabhängig ob natur- oder sozial gegeben). Es soll gleiches Recht für heterogene Lebensweisen gelten (Wesely 2000, S. 23).

Damit wird auf die Mängel hingewiesen, die jede Position in sich birgt, wenn sie absolutiert wird. „Differenz ohne Gleichheit“ bedeutet unter den gegenwärtigen Bedingungen, dass Frauen weiterhin gesellschaftlich und kulturell abgewertet und ihre Kompetenzen bzw. Arbeitsleistungen ökonomisch ohne Gegenleistung bleiben. „Gleichheit ohne Differenz“ führt zu Anpassung und Verlust der eigenen Identität bzw. zur Ausgrenzung der nicht-passenden Anteile bzw. Personen. Annedore Prengel hat den Begriff der „egalitären Differenz“ geprägt. Ihrer Ansicht nach sollte die „wechselseitige Anerkennung als gleich verbunden mit wechselseitiger Anerkennung als verschieden“ (Prengel 2001, S. 26) die Basis demokratischen Handelns, aber auch der Bildungsarbeit sein. Anerkennung ist die eine Seite, die andere davon nicht zu trennende Seite ist die der Umverteilung.

Differenzen unter Frauen (class, race, handicap)

War bis Ende der 1980er-Jahre die Frage „Gleichheit und/oder Differenz“ zwischen den Geschlechtern zentral, wobei Männer und Frauen jeweils als Kollektive gedacht wurden (Männer sind . . ., Frauen sind . . .), so wurde mit Beginn der 1990er-Jahre der Blick vermehrt auf die Differenzen unter Frauen gerichtet. Maßgebliche Impulse dazu kamen von Frauen, die sich in einer Politik, die sich an den Interessen weißer, heterosexueller, Mittelschichtsfrauen orientierte, nicht wiederfinden konnten. Es waren das insbesondere farbige Frauen in den USA.

Unterschiedliche Gruppen formulierten nun eine Reihe von Merkmalen, die zu Differenzen unter Frauen bzw. Männern beitragen können, etwa Klasse, Hautfarbe, Herkunft, sexuelle Orientierung, physische und psychische Handicaps, Alter, Religion/Kultur, Aufenthaltsstatus (vgl. Czollek/Weinbach 2002, S. 112). Alle diese Merkmale bestimmen die Stellung in der gesellschaftlichen Hierarchie mit, die Wahrscheinlichkeit, von Unterdrückung betroffen zu sein. Welche Dimensionen umfasst Unterdrückung?

Die Arbeit der Angehörigen dieser [unterdrückten E.F.] Gruppe wird einseitig angeeignet (Ausbeutung), sie sind sozial ausgegrenzt (Marginalisierung), der Autorität anderer unterworfen (Machtlosigkeit), sie werden als Gruppe stereotypisiert, ihre Erfahrungen werden gesellschaftlich-kulturell unsichtbar gemacht (Kulturimperialismus), sie erleiden willkürliche Gewalt oder Schikane, die durch Gruppenhass oder -angst motiviert ist (Knapp 2000, S. 116).

So gesehen ergibt sich eine Vielzahl von diskriminierten Gruppen: Menschen mit körperlicher bzw. geistiger Behinderung, Lesben, Schwule, Transsexuelle, Arme, ArbeiterInnen, Alte, Frauen, Schwarze, Roma, Menschen jüdischer oder islamischer Religion, AsylbewerberInnen

(vgl. Knapp 2000, S. 116; Czollek/Weinbach 2002, S. 118). Diese Aufzählung ist keinesfalls vollständig.

In der Diskussion um diese Merkmale konnten drei zentrale Faktoren herausgefiltert werden: Geschlecht, Rasse/Ethnie und Klasse, die sich gegenseitig beeinflussen und auch überschneiden. Obzwar die Diskussion, welche Faktoren in welchen Situationen stärker oder schwächer wirken, noch fort dauert, kann doch schon mit Bestimmtheit festgestellt werden, dass der Faktor Geschlecht für Frauen die Benachteiligung innerhalb der benachteiligten Gruppen noch weiter verschärft. So könnte am oberen Ende der Skala etwa ein reicher, weißer Mann, am unteren Ende eine arme, farbige Frau stehen (vgl. Klinger 2003, S. 34).

Die Betonung der Differenzen unter Frauen zieht auch eine differenzierte Sicht auf Männer als heterogene Gruppe nach sich.

Von der Differenz zur Dekonstruktion

Ausgangspunkte

Die Diskussion um die Differenzen unter Frauen zog Verunsicherungen, insbesondere bei den politischen Akteurinnen, nach sich. Das Subjekt der Frauenbewegung: „Frauen als Gruppe“ hatte seine Legitimation verloren. Wie kann von gemeinsamen Interessen, Erfahrungen von Frauen gesprochen werden, wenn ihre soziale Lage doch so unterschiedlich ist? Was verbindet Frauen über Hautfarbe, Schicht, ethnische Herkunft usf. hinweg? Bei der Suche nach Gemeinsamkeiten, die im Sozialen nicht mehr ungebrochen gefunden werden können, besteht immer die Gefahr, dass eine Gruppe nicht genannt wird oder so beschrieben wird, dass sie sich nicht wiedererkennen kann. So blieb scheinbar nur mehr der Körper – Sex – als das allen Gemeinsame. Und an dieser Stelle kam es zu einem erneuten Blick auf das bisher scheinbar Feststehende: die Trennung zwischen Sex und Gender. Sex als das scheinbar Unabänderliche geriet in das Blickfeld der Kritik. Es stellte sich die Frage: Wie weit ist der Körper selbst konstruiert, historisch veränderbar?

Sex/Gender unter Kritik

Die feministische Kritik hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt sehr stark auf Fragen des Geschlechterverhältnisses zwischen Männern und Frauen konzentriert: Wie sind Macht, Ressourcen, symbolisch-kulturelle Anerkennung zwischen Männern und Frauen verteilt? Die Voraussetzung dieser Kritik war die Annahme, dass biologisch zwei Geschlechter gegeben sind. Aus dieser Annahme wurden alle weiteren Phänomene abgeleitet. Nun war aber schon lange klar gewesen, dass sich die Anforderungen an das, was als „weiblich“ bzw. „männlich“ gilt, historisch verändern. Diese historische Veränderbarkeit bezog auch die Ebene der

Wahrnehmung des Körpers, der Darstellung des Körpers und des Verhaltens mitein. Wichtige Impulse etwa kamen von Michel Foucault, der die Entstehung des Phänomens „Sexualität“ beschrieb (siehe Foucault 1983), oder auch von Barbara Duden. Duden wertete die Aufzeichnungen eines Eisenacher Arztes um 1730 aus und fand, dass „viele Erscheinungen, die von uns eindeutig als Geschlechtsmerkmale wahrgenommen werden, [...] im 17./18. Jahrhundert nicht entscheidende Zeichen für den Unterschied zwischen Mann und Frau“ (Duden 1987, S. 133) waren. So schildert sie etwa, dass auch Männer regelmäßige Blutungen haben konnten, die dann als Menstruation bezeichnet wurden. Die Männer bluteten aus der Fingerspitze, durch die Krampfadern, aus dem Penis oder dem After. Duden konstatiert:

„In außerordentlich verschiedenen Weisen kann Kultur Geschlechtlichkeit an Körperlichkeit binden, und Körperlichkeit als Zeichen für den Unterschied von Mann und Frau interpretieren. Kein morphologisches Element, auch kein Vorgang wie der Samenerguß oder die monatliche Blutung sind immer und überall geschlechtseigen-tümlich verstanden worden. Erst wenn solche Momente durch das kulturbestimmte Auge erfaßt werden, werden sie zu Geschlechtscharakteristika. Das Geschlecht liegt im Auge des Betrachters“ (Duden 1987, S. 138).

Nun galt der Fokus der Aufgabe, die körperliche Zweigeschlechtlichkeit an sich in Frage zu stellen. Wesentliche Impulse für diese Diskussion kamen aus den USA, insbesondere aus der Queer Theorie ² sowie aus Studien zur Transsexualität.

Zweigeschlechtlichkeit als Konstrukt

Zweigeschlechtlichkeit bedeutet, dass alle Menschen unverlierbar aus körperlichen Gründen eindeutig weiblich oder männlich sind (vgl. Knapp 2000, S. 76), oder in anderen Worten: Wenn ein Kind geboren wird, ist die erste Frage die nach dem Geschlecht. Dabei wird angenommen, dass das Kind entweder ein Mädchen oder ein Junge ist, dass dies eindeutig feststellbar ist und dass das Kind dieses Geschlecht sein Leben lang beibehalten wird. Diese Alltagsannahme wird aber immer wieder durch nicht eindeutig zuordenbare Menschen widerlegt (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000, S. 68ff.).

In der Kulturanthropologie hatten Studien ergeben, dass es Kulturen gab/gibt, die nicht nach diesem strikt binären Muster aufgebaut sind, in denen die Zuordnung zu einem Geschlecht nicht überwiegend an körperlichen Merkmalen festgemacht wird. In manchen Kulturen werden etwa unfruchtbare Frauen zu „Männern“, die dann andere Frauen „heiraten“ und auf diese Weise Kinder haben, oder es gibt auch Kulturen, in denen es mehr als zwei

² „Queer“ ist im Englischen ein Schimpfwort für Lesben, Schwule und jene, die sichtbar Geschlechter- und Sexualitätsnormen übertreten. Wörtlich übersetzt heißt „queer“: ungewöhnlich, sonderbar oder eigenartig. Eine genaue Definition gibt es nicht, da „queer“ sowohl eine theoretische Richtung als auch einen politischen Aktivismus darstellt.

Geschlechter gibt, etwa in Indien die Hijras³. Soziologische Studien über transsexuelle Menschen ergänzten diese Befunde, denn auch in der Biologie selbst ist das Verhältnis zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht viel eher ein „Kontinuum“, denn „zwei entgegengesetzte, einander ausschließende Kategorien“ (Lorber et al. zit.n. Knapp 2000, S. 69).

Geschlecht wird innerhalb der Biologie auf mehreren Ebenen repräsentiert:

- über die Chromosomen (genetisch): Als Frau gilt, wer die Kombination XX hat, als Mann, wer die Kombination XY hat.
- über die Gonaden (Keimdrüsen): Eierstöcke, Hoden
- über den Körperbau, die genitale Ausstattung sowie sekundäre Geschlechtsmerkmale: Genitalien (Penis, Vagina, Bart/Brüste, tiefe/hohe Stimme, Verteilung der Fettpolster)
- über die Hormone: Unterschiede in der Konzentration der Hormone (Testosteron, Östrogen)
- über reproduktives und sexuelles Verhalten (Verhaltensbiologie) sowie
- gehirnanatomisch und -physiologisch (vgl. Maurer 2002, S. 73).

Es gibt nun eine Reihe von Kombinationen, die sich nicht eindeutig einem Geschlecht zuordnen lassen. Es gibt Menschen mit Uterus und Eierstöcken und deutlichem Bartwuchs, Menschen mit Penis und Vagina oder Menschen, bei denen das äußere Geschlecht nicht mit dem Geschlecht übereinstimmt, das sich aus ihren Chromosomen bzw. Gonaden ergibt, oder auch Menschen, die zwar auf der Ebene von Chromosomen, Gonaden und Hormonen als männlich bzw. weiblich identifiziert werden, die sich aber ihrem Geschlecht nicht zugehörig fühlen.

Die zwei folgenden Theorierichtungen untersuchen auf unterschiedliche Weise, wie Zweigeschlechtlichkeit in unserer Gesellschaft hergestellt wird: die eine hat ihre Wurzeln in der Ethnomethodologie, die andere in der Diskursanalyse.

³ In Indien gibt es zwischen 500.000 und 5 Millionen Hijras, die eine sehr heterogene Gruppe sind: Menschen, bei denen das anatomische Geschlecht von ihrer Geschlechtsidentität abweicht, Hermaphroditen oder Zwitter, bei denen sich kein eindeutiges Geschlecht feststellen lässt. Viele von ihnen sind Eunuchen. Hijras leben als eigene Gemeinschaft außerhalb des Kastensystems. Nähere Informationen dazu auf: <http://www.wdr.de/tv/kulturweltspiegel/20010916/2.html>

Doing Gender

Eine Richtung der Soziologie – die Ethnomethodologie – sieht unser gesellschaftliches Verhalten ähnlich dem von SchauspielerInnen auf einer Bühne:

„Ob privat oder öffentlich - wir geben immer Darbietungen unseres Status, unserer Gefühle, unserer Erwartungen etc. Im öffentlichen Raum sind die Interaktionen meist noch komplexer, da mehrere Bühnen, [...] beteiligt sind: z.B. ist für die Beschäftigten der Gasträum in einem Restaurant die sog. Vorderbühne, die Küche die sog. Hinterbühne. Für jede Bühne gelten spezifische Regeln, die meist ungeschrieben, aber deshalb nicht weniger bindend sind“ (Treibel 2000, S. 138).

Umgelegt auf die Geschlechterfrage heißt dies, dass das Geschlecht zwar mit der Geburt zugewiesen wird, die Zuschreibung zu einem Geschlecht aber ein lebenslanger Prozess ist, der tagtäglich aufs Neue „inszeniert“ wird. Die Fragestellung verändert sich: Nicht mehr die Frage: „Wer ist wie?“, steht im Vordergrund, sondern die Frage: „Wie werden Geschlechter im Alltag hergestellt?“. Ziel ist dabei, die impliziten Normen des Alltagslebens über genaue Dokumentation und Interpretation der scheinbar banalen Handlungen, Gesten und Mitteilungen herauszufiltern. Diese alltäglichen Routinen werden mit dem Begriff des „Doing Gender“ beschrieben, der das aktive Herstellen des Geschlechts betont.

Dazu ein Beispiel: Woran erkennen Sie, ob Ihr Gegenüber eine Frau oder ein Mann ist? Da - außer in der Sauna - die Geschlechtsorgane als Merkmal üblicherweise nicht offen sichtbar sind, halten wir uns an andere Merkmale wie „Kleidung, Haartracht, Schmuck, Kosmetik, Statur/Grösse [!], Gang/Bewegungen, Mimik/Gestik, Hüftumfang, Stimmlage, Bart“ (Merz 2001, S. 31).

Studien mit transsexuellen Personen ergaben, dass eine operative Geschlechtsumwandlung keineswegs reicht, um als Frau bzw. als Mann „durchzugehen“. Für den sozialen Alltag sind z.B. weiblich oder männlich zugeordnete Körpersprache und Stimmlage notwendig.

Die Geschlechterhierarchie, die Höherbewertung des männlichen Geschlechts zieht sich auch auf der mikrosoziologischen Ebene fort. Dies bedeutet, dass z.B. ein Überschreiten der Geschlechtergrenzen durch Frauen und Männer unterschiedlich bewertet wird. Wenn ein Mädchen sich „jungenhaft“ kleidet und benimmt, wird dies weniger stark sanktioniert, als wenn ein Junge Kleider tragen möchte und sich schminkt. Treibel meint dazu, dass es normal ist, wenn sich Untergeordnete nach „oben“ orientieren, aber unverzeihlich, wenn Übergeordnete sich nach „unten“ orientieren (vgl. Treibel 2000, S. 151).

Ein Beispiel wären Partnerwahlen: Es ist „normal“, dass eine kleinere Frau einen größeren Mann, eine jüngere Frau einen älteren Mann, eine Krankenschwester einen Arzt als Partner hat, nicht aber umgekehrt, da damit die gesellschaftliche Hierarchie in Frage gestellt wird.

Dekonstruktion

Judith Butler nähert sich dem Thema der Zweigeschlechtlichkeit von einer anderen Seite. Ihr Interesse liegt auf der Untersuchung von Diskursen, d.h. von Redeweisen in Medien, Literatur und Wissenschaft. Den Diskursen spricht sie soviel Macht zu, dass ihrer Meinung nach durch Diskurse auch die körperliche Geschlechtlichkeit selbst konstruiert wird. Damit löst sich die Unterscheidung zwischen Sex und Gender gänzlich auf. Weiters kritisiert Butler den normativen Gehalt von Männlichkeit und Weiblichkeit, insbesondere im Hinblick auf die Sexualität. Die Geschlechterdifferenz würde implizit immer heterosexuell gedacht werden und damit alle jene ausgrenzen, die *„geschlechtlich nicht klar einzuordnen sind, deren Begehren sich nicht in den Bahnen der Heterosexualität bewegt, deren selbst empfundene Geschlechtsidentität nicht zu dem Geschlecht gehört, dem sie körperlich zugehören“* (Knapp 2000, S. 86).

Eine weitere Frage ist, ob die Zweigeschlechtlichkeit unveränderbar auch mit der Abwertung des Weiblichen verbunden sein muss. Hier gehen die Meinungen auseinander: Während manche meinen, dass auch die Tatsache von vielfältigen Differenzen, Klassifikationen, Geschlechtern nicht vor hierarchischen Strukturen bewahren kann bzw. dass eine Unterscheidung zweier Geschlechtskategorien prinzipiell auch egalitär denkbar wäre, vertreten andere das Gegenteil. Die Debatte dauert an.

Ein wichtiger Impuls aus der Kritik an der Zweigeschlechtlichkeit als scheinbar unveränderbare Tatsache war/ist die Infragestellung der eigenen feministischen Forschungspraxis: Inwieweit wird bei einer Forschung, die beständig nach den Unterschieden zwischen Männern und Frauen sucht, nicht die rigide Trennung der Geschlechter erneut hergestellt? Wird dabei nicht das vorausgesetzt, was eigentlich untersucht werden sollte?

Fazit

Daraus ergibt sich ein zentraler Anknüpfungspunkt an Gender Mainstreaming in der Erwachsenenbildung, insbesondere an Gender Trainings, denn auch in diesen Kontexten stellt sich die schwierige Aufgabe, einerseits für die gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse, das alltägliche Doing Gender, zu sensibilisieren, andererseits durch die Konzentration auf die Geschlechterdifferenz die Differenzen innerhalb der Gruppen und die Gemeinsamkeiten der Gruppen nicht zu vernachlässigen.

Insofern geht es bei der Beschäftigung mit den Theorien der feministischen Forschung nicht darum, den einen richtigen Standpunkt zu finden, sondern eher zu reflektieren, welche Ansätze wofür geeignet sind und wie sie sich gegenseitig korrigieren und ergänzen können.

Während das Gleichheitskonzept die rechtliche Ebene im Blick hat und Diskriminierungen aufgrund des Geschlechts bekämpft, orientiert sich der Differenz(en)ansatz an der strukturellen sozialen Ungleichheit, die Frauen und Männer durch Zuweisungen erst zu Ungleichen macht. Demgegenüber konzentriert sich der Ansatz der Dekonstruktion auf die diskursiv-symbolische Ebene und will dort den engen Rahmen der Stereotype der Zweigeschlechtlichkeit sprengen. Das Zusammenwirken aller drei Zugänge ist für den Weg zu einer geschlechtergerechten Gesellschaft wichtig:

Es geht also um die Analyse, Aufdeckung und Veränderung asymmetrischer Geschlechterverhältnisse und Konfliktlinien, unterschiedlicher geschlechterbezogener Handlungsmöglichkeiten in der Gesellschaft – unter Einbezug weiterer notwendiger Differenzierungen aufgrund von ethnischer und sozialer Herkunft – und um die Reflexion und Überwindung (geschlechterpolarisierender) Zuschreibungsprozesse (Kaschuba 2004, S. 67).

Literaturverzeichnis

Verwendete Literatur

- Beauvoir, Simone de (1988): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2000): Feministische Theorien zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Czollek, Leah C./Weinbach, Heike (2002): Gender- und Gerechtigkeits-Trainings: Machtverhältnisse begreifen und verändern. In: Nohr, Barbara/Veth, Silke (Hrsg.): Gender Mainstreaming. Kritische Reflexion einer neuen Strategie. Berlin: Karl Dietz Verlag, S. 112-124.
- Duden, Barbara (1987): Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hausen, Karin (2001): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Hark, Sabine: Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. Opladen: Leske + Budrich, S. 162-185.
- Holland-Cunz, Barbara (2003): Die alte neue Frauenfrage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kaschuba, Gerrit (2004): Theoretische Grundlagen einer geschlechtergerechten Didaktik. Begründungen und Konsequenzen. In: Report 1/2005, S. 67-74.
- Klinger, Cornelia (2003): Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Westfälisches Dampfboot: Münster, S. 14-48.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2000): Achsen der Differenz – Strukturen der Ungleichheit. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): Feministische Theorien zur Einführung. Hamburg: Junius, S. 103-123.

Maurer, Margarethe (2002): Sexualdimorphismus, Geschlechtskonstruktion und Hirnforschung. In: Pasero, Ursula/Gottburgsen, Anja (Hrsg.): Wie natürlich ist Geschlecht? Gender und die Konstruktion von Natur und Technik. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 65-108.

Merz, Veronika (2001): Salto, Rolle und Spagat. Basiswissen zum geschlechterbewussten Handeln in Alltag, Wissenschaft und Gesellschaft. Zürich: Pestalozzianum.

Prenzel, Annedore (2001): Egalitäre Differenz – eine Denkfigur demokratischer Bildung. In: Ralser, Michaela (Hrsg.): Egalitäre Differenz. Ansätze, Einsätze und Auseinandersetzungen im Kampf um Anerkennung und Gerechtigkeit. Innsbruck: Studia Universitätsverlag, S. 25-38.

Treibel, Annette (2000): Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. Opladen: Leske + Budrich.

Wesely, Sabine (2000): Einführung in Gender Studies. In: Wesely, Sabine (Hrsg.): Gender Studies in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Einführung und neuere Erkenntnisse aus Forschung und Praxis. Bielefeld: Kleine, S. 14-97.

Weiterführende Literatur

Foucault, Michel (1983): Sexualität und Wahrheit. Bd. I: Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gerhard, Ute (1990): Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht. München: Beck.

Gilligan, Carol (1984): Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. München, Zürich: Piper.

Libreria delle donne di Milano (1988): Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis. Berlin: Orlanda.

Thürmer-Rohr, Christina (1987): Vagabundinnen. Feministische Essays. 2. Auflage. Berlin: Orlanda.



Foto: K. K.

Dr.ⁱⁿ Eva Fleischer

Studium: Akademie für Sozialarbeit, Studium der Pädagogik und Politikwissenschaft in Innsbruck. Nach Tätigkeiten in Forschung und Lehre, als Leiterin einer Familienberatungsstelle und als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einer Unternehmensberatung derzeit als Lehrbeauftragte tätig. Zusätzlich ist sie als Referentin in der Erwachsenenbildung sowie als Coach (Zukunftszentrum Innsbruck) beschäftigt. Arbeitsschwerpunkte: Kompetenzorientierte Beratung, Feministische Theorien und Gender Mainstreaming, Diversity, Sozialpolitik, Vermittlung von Schreib- und Handlungskompetenzen (wissenschaftliches Arbeiten, Projektmanagement) im Studium.

Aktuelle Publikationen: „Join In a Job! Instrumente zur beruflichen Beratung jugendlicher MigrantInnen“ (2007) (Hrsg.ⁱⁿ gemeinsam mit Silvia Exenberger und Paul Schober); „Gender Mainstreaming in der Arbeitswelt“ (2005) (gemeinsam mit Christine Baur und Paul Schober).

E-Mail: [eva.fleischer\(at\)gmx.net](mailto:eva.fleischer(at)gmx.net)

Telefon: +43 (0)512 566847

Impressum/Offenlegung

Magazin erwachsenenbildung.at

Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs

ISSN: 1993-6818

Gefördert aus Mitteln des ESF und des bm:ukk

Projekträger: Bundesinstitut für Erwachsenenbildung

Projektpartner: Institut EDUCON – Mag. Hackl

Herausgeberinnen

Mag.^a Regina Rosc (Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur)

Dr.ⁱⁿ Margarete Wallmann (Bundesinstitut für Erwachsenenbildung)

Medieninhaber und Herausgeber



Bundesministerium für Unterricht,
Kunst und Kultur
Minoritenplatz 5
A - 1014 Wien



Bundesinstitut für Erwachsenenbildung
Bürglstein 1-7
A - 5350 Strobl

Fachredaktion

Mag.^a Barbara Daser (ORF Radio Ö1, Wissenschaft/Bildung)

Univ.-Prof.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ Elke Gruber (Alpen-Adria-Universität Klagenfurt)

Mag. Wilfried Hackl (Institut EDUCON)

Dr. Christian Kloyber (Bundesinstitut für Erwachsenenbildung)

Dr. Lorenz Lassnigg (Institut für höhere Studien)

Dr. Arthur Schneeberger (Institut für Bildungsforschung der Wirtschaft)

Dr. Stefan Vater (Verband Österreichischer Volkshochschulen)

Namentlich ausgewiesene Inhalte entsprechen nicht zwingend der Meinung der Redaktion.

Online-Redaktion

Mag. Wilfried Hackl (Institut EDUCON)

Mag.^a Bianca Friesenbichler (Institut EDUCON)

Lektorat

Mag.^a Laura R. Rosinger (Textconsult)

Design und Programmierung

wukonig.com | Wukonig & Partner OEG

Medienlinie

Das Magazin enthält Fachbeiträge von AutorInnen aus Wissenschaft und Praxis und wird redaktionell betrieben. Es richtet sich an Personen, die in der Erwachsenenbildung und verwandten Feldern tätig sind sowie an BildungsforscherInnen und Studierende. Jede Ausgabe widmet sich einem spezifischen Thema. Ziele des Magazins sind die Widerspiegelung und Förderung der Auseinandersetzung über Erwachsenenbildung seitens Wissenschaft, Praxis und Bildungspolitik. Weiters soll der Wissenstransfer aus Forschung und innovativer Projektlandschaft unterstützt werden.

Copyright

Wenn nicht anders angegeben, erscheinen die Artikel des „Magazin erwachsenenbildung.at“ unter der „Creative Commons Lizenz“. BenutzerInnen dürfen den Inhalt zu den folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich aufführen:

- Namensnennung und Quellenverweis. Sie müssen den Namen des/der AutorIn nennen und die Quell-URL angeben.
- Keine kommerzielle Nutzung. Dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden.
- Keine Bearbeitung. Der Inhalt darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden.
- Nennung der Lizenzbedingungen. Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter die dieser Inhalt fällt, mitteilen.
- Aufhebung. Jede dieser Bedingungen kann nach schriftlicher Einwilligung des Rechtsinhabers aufgehoben werden.

Die gesetzlichen Schranken des Urheberrechts bleiben hiervon unberührt.

Im Falle der Wiederveröffentlichung oder Bereitstellung auf Ihrer Website senden Sie bitte die URL und/oder ein Belegexemplar an redaktion@erwachsenenbildung.at oder postalisch an die Online-Redaktion des Magazin erwachsenenbildung.at, c/o Institut EDUCON, Bürgergasse 8-10, A-8010 Graz, Österreich.